

**PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren
im Ausland**

Günter Kunert (1929 – 2019)

**Newsletter / Sonderausgabe
November 2019**



herausgegeben

von Gabrielle Alioth und Hubert Dammer

**PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren
im Ausland**

Günter Kunert (1929 – 2019)

**Newsletter / Sonderausgabe
November 2019**



herausgegeben

von Gabrielle Alioth und Hubert Dammer

Impressum, Nachweise

© 2019 für diese Ausgabe: PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland.

Die Texte und Fotos wurden, soweit nicht anders vermerkt, von den jeweiligen Autoren zur Verfügung gestellt.

Satz & Layout: Hubert Dammer

<https://exilpen.org/>

Inhaltsverzeichnis

Der Fall ist klar	5
Trauer um unseren Ehrenpräsidenten	7
von Guy Stern	7
Ein paar Worte während der Gedenkstunde für Günter Kunert am 4.Oktober 2019 in der Bonifatiuskirche zu Schenefeld in Holstein	9
von Michael Augustin	9
Günter Kunert	11
von Reinhard Klimmt (veröffentlicht am 20.03.09 auf vorwaerts.de)	11
Nachwort auf Günter Kunert	13
von Manfred Keune	13
Vier Gedichte von Günter Kunert mit Übersetzungen von Reinhold Grimm	17
Eine deutsche Ausnahme: Der Zivilisationskritiker als Verteidiger der liberalen Demokratie. Erinnerungen an Günter Kunert	21
von Marko Martin	21
Kunerts Sturzbach Erinnerung	25
von Edwin Kratschmer	25
Erinnerungen an Günter Kunert	29
von Fred Viebahn	29
Nachruf Günter Kunert	33
von Gino Leineweber	33

Der Fall ist klar

*Wohin? Hinaus aus aller Zeit,
aus dem Gewese, das verklingt,
verstummt, er stirbt, was eben war:
Wohin? Wo einem nichts mehr winkt.
Als Ziel. Der Fall ist klar.
(Günter Kunert: Es geht dahin)¹⁾*

Günter Kunert ist tot. In seinem neunzigsten Lebensjahr ist er gestorben. Die Lücke, die er hinterlässt, ist groß – für Deutschland, die deutsche Literatur, die Zahllosen, die ihn verehrten, auf seine Stimme hörten, seine Weisheit schätzten, ihn mochten und auch für unser kleines PEN Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland, dem Günter Kunert über viele Jahre als Präsident und Ehrenpräsident vor- und beistand.

Mehr noch als durch sein Wirken in unserem Vorstand hat Günter Kunert viele von uns als Autor und Mensch beeindruckt und geprägt. Deshalb haben wir in der vorliegenden Sonderausgabe unseres PEN Newsletter persönliche und literarische Erinnerungen an ihn zusammengetragen.

In seinem Geleitwort zu unserer Anthologie *Im Schnittpunkt der Zeiten*²⁾ schrieb Günter Kunert vor einigen Jahren:

Der in England gegründete Deutsche PEN-Club im Exil konnte seinen Mitgliedern keinen gedeckten Tisch bieten, sondern nur (aber dieses "nur" ist wichtig gewesen) so etwas wie Solidarität, ein Gemeinschaftsgefühl (...). Zumindest hatte man das Bewusstsein: Ich bin nicht allein. Ein sehr wichtiges und unter anderen Umständen oftmals missbrauchtes Gefühl. Ein Gefühl, dessen Bedeutung, auch in unserer Gegenwart, gar nicht überschätzt werden kann.

Günter Kunert hat uns mit seinem Schreiben und seinem Leben das Gefühl gegeben, nicht alleine zu sein. Jetzt hat er uns verlassen, und wir werden ihn vermissen.

im November 2019



Ihre

-
- 1) Aus: *Nachgetragenes - 75 Jahre PEN-Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland*, hrsg. von Gabrielle Alioth und Hans-Christian Oeser, Synchron Wissenschaftsverlag, Heidelberg, 2009)
 - 2) *Im Schnittpunkt der Zeiten – Autoren schreiben über Autoren*, hrsg. von Gabrielle Alioth und Hans-Christian Oeser, Synchron Wissenschaftsverlag, Heidelberg 2012

Trauer um unseren Ehrenpräsidenten

von Guy Stern

Als Amtsnachfolger von Günter Kunert und Kraft dieses Amtes möchte ich unter den Ersten unserer Organisation sein, die unserer Bestürzung und Trauer über seinen Tod Ausdruck verleihen.

Günter Kunert war viele Jahre lang Sinnbild unseres PEN Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland. Ihn als Präsidenten unseres PEN Zentrums zu wissen, erfüllte jedes Mitglied mit Stolz. Er bekleidete dieses Amtes bis zum vorletzten Jahr und tat uns dann die weitere Ehre an, sich als Ehrenpräsident mit unseren Anliegen und unserer Mission zu identifizieren. Es ist kein Zufall, dass er sich gegenüber einer diktatorischen Regierung für einen ihm geistig verwandten Schriftsteller, nämlich für Wolf Biermann, einsetzte, und auch von unserer Seite wird Biermann im kommenden Jahr als Empfänger des OVID-Preises unserer Organisation geehrt.



Foto: Fred Viebahn

Präsident Günter Kunert (vor dem Spiegel sitzend) leitet eine Mitgliederversammlung des PEN-Zentrums

Persönlich bin ich Günter Kunert nur einmal begegnet und zwar in der Akademie der Künste in Berlin. Es war eine wunderbare Stunde. Auch im Privatgespräch stach seine ironische Betrachtungsweise der heutigen Weltlage, die ja auch immer wieder sein Werk begleitete, hervor. Wir sprachen unter anderem über seine Erzählung „Die Straße“, in der ein Rückkehrer in seiner Berliner Heimat nie wieder in die von ihm verlassene Straße zurückfindet. Auch dieses Symbol ist für uns eine wichtige und vorbildhafte Einsicht. Im Namen unseres PEN Vorstandes möchte ich mein tiefes Bedauern und meine Trauer aussprechen.

Ein paar Worte während der Gedenkstunde für Günter Kunert am 4. Oktober 2019 in der Bonifatiuskirche zu Schenefeld in Holstein

von Michael Augustin

Was für ein Glück, so einen Menschen zum Freund gehabt zu haben. Er war der unabhängigste, der freieste Mensch, den ich jemals kennengelernt habe. Ich wüsste gar nicht zu sagen, wie oft ich in den vergangenen, bummeligen fünfundzwanzig Jahren dem armen Günter ein Radio Bremen-Mikrofon vorgehalten habe, wie oft er Gedichte für meine Sendungen gelesen hat, wie oft der Kollege Walter Weber und ich aus dem randvollen, mit Hochprozentigem gefüllten Fass seiner Erinnerungen gezapft haben.



Foto: Michael Augustin

Wolf Biermann während der Gedenkstunde für Günter Kunert am 4. Oktober 2019 in der Bonifatiuskirche zu Schenefeld

Man muss das selber erlebt haben, wie er, mit seiner Art zu erzählen, die Toten lebendig machen konnte, so lebendig, dass man, wenn man dann wieder unterwegs war, im Taxi von Kaisborstel und weiter mit dem Bummelzug von Itzehoe nach Bremen, das Gefühl hatte, den Nachmittag am großen Tisch nicht nur mit Günter und Erika verbracht zu haben, sondern in leibhafter Gesellschaft von Nicolas Born, Günther Anders, Peter Weiss, Max Frisch, Herbert Marcuse, Theo Lingen, Johannes R. Becher oder gar Kurt Hager – und immer wieder – Bert Brecht.

Bert Brecht, von dem Günter mir einmal sagte, er habe das Gefühl, dass der ihm manchmal beim Schreiben über die Schulter gucken würde. Und das war, glaub ich, wirklich so. Und was für eine herrliche Story, die Günter zu erzählen wusste: er, der junge Hüpfen mit wehendem Schal auf dem Beifahrersitz neben dem, wie ein geölter Blitz über das Kopfsteinpflaster zwischen Weissensee Weißensee und Berlin-Mitte dahinrasenden Bertolt Brecht, am Steuer seines Steyr Cabriolet. Und wie Brecht immer wieder zu ihm rüberguckt, ob er nicht

wenigstens ein bisschen Schiss kriegen würde bei dieser wilden Jagd ... Aber nein, er habe diesen Test bestanden, ohne mit der Wimper zu zucken und sah sich prompt eingereiht unter die sogenannten „Mit“-Arbeiter des großen Meisters B.B.

Wie er sie erzählte, diese Geschichten, das wird mir fehlen. Dieses unfassbare Amalgam aus Melancholie und Humor. Unser jahrelanges Nonsense-Collagen-Klebebilder-Postkarten-Ping-Pong, das wird mir fehlen!

Sein Humor, glaube ich, war seine kugelsichere Weste, aus der heraus er freilich kräftig ballern konnte. Und es hätte ihm bestimmt gefallen, wenn er gesehen hätte, wie den Kollegen aus der Onlineredaktion eines deutsch-österreichisch-schweizerischen Fernsehsenders ein köstlicher faux pas unterlaufen ist in der Ankündigung einer Sendung zwei Tage nach Günters Tod, in der gleich zwei Nachrufe zu bewältigen waren – eine Verwechslung von geradezu kosmisch-kosmonautischen Ausmaßen: unter einem prächtigen Kaisborstler Günter Kunert-Fotoporträt die Unterschrift: der erste Deutsche im All. - Eine schöne Vorstellung, ihn da oben kreisen zu wissen, der Pein der Schwerkraft enthoben, mit skeptischem Blick herunter auf uns.



Foto: Fred Viebahn

Peter Finkelgruen, Rita Dove, Chaim Noll, Günter Kunert Berlin, 2006, beim Empfang der Bundeskanzlerin im Kanzleramt

Günter Kunert

von Reinhard Klimmt

(veröffentlicht am 20.03.09 auf vorwaerts.de)

Jedes Jahr ein Jubiläumsjahr – und alle suchen sich heraus, was ihnen wichtig ist. Vor 60 Jahren wurde die Bundesrepublik gegründet, vor 20 Jahren fiel die Mauer in Berlin, vor 10 Jahren verlor ich die Landtagswahl im Saarland. Vor 30 Jahren verließ Günter Kunert die DDR und zog nach Kaisborstel bei Itzehoe in ein aufgegebenes Schulhaus. Vor 80 Jahren wurde er geboren.

Ich gehöre zu seinen Bewunderern und freue mich über seine nicht zu bremsende Schaffenskraft und Schaffensfreude. Wir treffen uns bei Montaigne, Heine und Nicolas Born, in Bomarzo, Prag und Amsterdam, in den Antiquariaten und Trödeläden der Welt. Er hat viele Talente, was ihn aber nicht daran gehindert hat, sich als Sprachkünstler das Beiwort genial zu verdienen.

In der Nationalbibliothek in Leipzig hat man bisher 242 Werke von seiner Hand gesammelt: Lyrik- und Essaybände, Erzählungen, Autobiographisches usw. Bei mir belegt er fast zwei Regalmeter. Er publiziert in Zeitungen und Zeitschriften, schreibt Vor- und Nachworte, hat mit Hörspielen, Filmen und Drehbüchern Lob und vor allem Tadel in der DDR geerntet, für Ulenspiegel und Eulenspiegel getextet und gezeichnet, einige seiner Bücher mit Zeichnungen und Radierungen illustriert.



Foto: Fred Viebahn

In der DDR kam dieser intellektuelle Wirbelwind, der für Becher und Brecht unter der Rubrik „großes Talent“ lief, immer weniger zurecht. Nach der Ausbürgerung Biermanns, gegen die er mit anderen protestierte, wurde er mit einem Dauervisum ausgestattet und mehr oder weniger höflich außer Landes gebeten. Der Mann aus der Mitte Berlins, in der Chausseestraße geboren, wurde 1979 zum Schleswig-Holsteiner Landbewohner.

Ich schätze an ihm die Eigenwilligkeit, die Unangepasstheit, von der die zweifellos auch vorhandene Eitelkeit überstrahlt wird – was vielen unserer Großschriftsteller nicht gelingt. Anerkennung ist schon prima, aber nicht zum Preis der Anbiederung. Dieses Sichentziehen jeglicher Vereinnahmung hat ihn schon früh in die Bredouille gebracht und sein gutwilliges Bemühen, mit der SED eine bessere Welt zu bauen, ist daran gescheitert, dass er zu anspruchsvoll war, zumindest was Charakterstärke und Wahrhaftigkeit angeht.

Dichter des geteilten Deutschlands

Der wissenschaftstrunkenen Elite der DDR musste seine notorische Ungläubigkeit – man hätte ihn besser Thomas als Günter getauft – ein Gräuelpiece sein. Mit Theodor Lessing, den er Anfang der Siebziger zum ersten Mal las, konnte er mehr anfangen als mit Karl Marx. Mit „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“ formulierte Lessing schärfer, was schon Friedrich Schlegel mit seiner Bemerkung, Geschichte sei rückwärtsgewandte Prophetie, behauptet hatte.

Kunert ist für viele der Dichter des geteilten Deutschlands, andere beklagen seinen angeblich unheilbaren Pessimismus, nennen ihn die Cassandra aus Kaisborstel. Das beschreibt ihn aber nicht richtig, man muss ihm nur ins Gesicht sehen. Eine Cassandra mit Lach-, Zwinker- und Schmunzelfalten? Ich weiß nicht. Für mich ist er ein Seismograph, der Veränderungen und Tendenzen spürt, manchmal schmerzlich spürt. Es sind die kleinen Meldungen, hinter denen die großen Katastrophen bereits aufscheinen, die seinem scharfen Blick nicht entgehen.

So ist er ein früher Ökologe aus eigener Erkenntnis, bereits in seiner Zeit im Ostberliner Kulturbetrieb. Wer den Umgang mit der Erde oftmals elegisch beklagt, aber dieselbe derart vehement – mit Ausbrüchen von Lebensfreude kombiniert – verteidigt, singt keinen Sterbebesang, sondern vermittelt Hoffnung und erteilt Aufträge.



Quelle: literatur-express no. 1, 1988

Nachwort auf Günter Kunert

von Manfred Keune

Wir, das heißt Günter Kunert und ich, hatten uns vorgenommen im Oktober bei unserer üblichen Zusammenkunft während meiner Deutschlandbesuche einige Reflexionen über die letzten Dinge im Leben zu sprechen. Sein Tod im September hat das aber nicht mehr ermöglicht. Allerdings, in den letzten Jahren seines Lebens drehten sich unsere persönlichen Gespräche fortwährend um das Ende der sogenannten Dinge unseres Lebens, insbesondere auch das nachlassende Interesse an einst leidenschaftlich, anregenden Streitfragen und deren Anspruch an Geist und Körper.

Diese Verallgemeinerung spricht wohl das geschichtliche Erbe einer jeden Generation an, aber für den Dichter Günter Kunert war sie ein Anliegen, welches auch seine Sorge um das Verhältnis von Leser-Dichter bestimmte. Und die Frage war immer, ob man mit den eigenen Erfahrungen des Lebens auch den Leser der anderen Generation erreicht und interessiert - oder auch nicht.

Jedenfalls haben die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges uns, die Überlebenden, mit einer Story hinterlassen, einem Komplex von Erinnerungen, die hinter allem steckt, was wir sagen und schreiben. Und die Trauer, die ich fühle nach Günter Kunerts Tod, ist das Ende seiner Stimme, die nicht mehr unter uns weilt, um mit einer beachtlichen Resilienz die erlebten, oft traumatischen Ereignisse, zu fesseln.

Er sagte zu mir oft seinen üblichen Scherz: „Du bist der Beobachter eines Beobachters“. Die Tatsache, dass wir beide Zeugen der Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert waren, muss bei allen Beobachtungen vorausgesetzt werden. Aus diesem Grunde habe ich für den Nachruf einen kleinen Briefwechsel gewählt, weil er Günter Kunert so zeigt, wie er eigentlich immer war: Die Schärfe seines Denkens und der treffende Fluss seiner Sprechweise. Er war der sprichwörtliche Erzähler, der mit Gedanken und Humor, Klarheit zu schaffen wusste im Dschungel der Lügen unserer Zeit. Seine letzte Weisheit am Schluss des zitierten Briefes beweist das.

Viel ist gesagt worden über Kunerts Werk, aber besonders die Vielseitigkeit seines „gesprochenen“ Wortes, wie es in Gesprächen, Lesungen, Vorträgen, Faxen, Diskussionen und Telefonaten erscheint, soll als Hintergrund für die Auswahl der beiden Briefe betont werden. Günter Kunert und ich waren gute Freunde und Kameraden seit den 90er Jahren. Er war ein Dichter und ich ein deutsch-amerikanischer Hochschullehrer an einer amerikanischen Universität. Er war Jahrgang 1929 und ich 1936, eine Tatsache, die mich für ihn immer als bedeutend jünger charakterisierte, während er seine Briefe stets mit „Old Kunert“ unterzeichnete.

Alle Kommunikation zwischen uns war eigentlich immer humorvoll, oft tröstend und sogar fröhlich, obwohl sein viel beschriebener Pessimismus ebenso in unseren Gesprächen zu Wort kam. Die beiden Briefe werden auch im Abschluss einer längeren Arbeit ihren Platz finden, die das gesprochene Wort Kunerts in einer Reihe von Gesprächen bearbeitet. Die Briefe, wo bedeutende Themen und gemeinsame Anliegen gestreift werden, sprechen für sich. Da Günter Kunert ohne Computer schrieb und lebte, ist das Wort Briefwechsel entsprechend zu verstehen. Was aber am wichtigsten ist, ist sein scharfes Denken und seine aufrichtige und aufrechte Menschlichkeit, die seinem ganzen Werk zugrunde liegt.

Manfred Keunes Brief an Günter Kunert im Mai 2015:

Lieber Günter,

Am Ende unseres letzten Interviews im Jahr 2000 zogst Du einen vorläufigen Schlusstrich mit einem Brecht – Zitat: „Und nach uns wird kommen: nichts Nennenswertes.“ Vor 15 Jahren schien mir das Zitat angebracht als eine ernstzunehmende Weisheit. Aber wenn ich diese Feststellung jetzt wieder betrachte, drängt sich mir die Frage auf: Wie stehst Du zu dieser Zeile, heute im Jahr 2015, die 1922 in dem Gedicht „Vom armen B. B.“ erschien? Ist diese Behauptung eine Entwertung dichterischer Arbeit nach Brechts lyrischen Reflexionen, oder ist es Satire mit tieferer Bedeutung. Gewiss ließe sich diese Deklaration Brechts mit Deinem Werk bestreiten, so wie Deine Lyrik Theodor Adornos Urteil über eine Lyrik nach Auschwitz widerlegt. Ist diese lyrische Zeile dann aus einer bestimmten Laune und Stimmung heraus geschrieben? Man hat ja auch des öfteren behauptet, dass Du ein großer Pessimist bist. Aber diese Charakterisierung ist fast zum Klischee geworden. Ist Pessimismus aber eine noch mögliche Einstellung, die eine Art Spannung in der Beurteilung eines dichterischen Werkes ermöglicht und eigentlich den Humor aufdeckt, der hinter allem steckt? Ich sehe Pessimismus bei Dir auch nicht als irgendeine Methode oder ideologische Richtlinie nach der Du Dich richtest.

Ich frage mich, ob es überhaupt ratsam oder sogar möglich ist, hier Lebenshaltungen und –methoden aufzustellen. Das wäre vielleicht auch den Formeln der Naturwissenschaft zu nahe, und die Naturwissenschaft selbst sieht das auch auf höchster Ebene ein. Dennoch versuchen viele Literaturwissenschaftler ihre Dichter als Vertreter einer bestimmten Richtung des Denkens und Schreibens zu sehen. Aber, ändert sich nicht auch die Arbeit des Dichters im Laufe seines Lebens, in seiner Konfrontation innerhalb eines bestimmten Kontextes oder einer Lebensphase? Ist die Dichtung im Alter z.B. eine andere Reflexion der Welt, als die Auseinandersetzungen mit derselben in jüngeren Jahren? Sind die Beobachtungen des Dichters, um mit Brecht zu sprechen, eigentlich überhaupt noch „nennenswert?“ in einer Zukunft, wie Brecht sie andeutet und wie Du sie siehst?

Günter Kunerts Brief und Antwort an Manfred Keune vom 21.5.15

Brecht meinte mit dem „uns“ gewisslich sich selber, überzeugt, dass nach ihm nichts Nennenswertes kommen werde. Das war vermutlich seiner damaligen anarchischen Egomane zu verdanken. Später, zum Kommunismus tendierend, hätte er diesen Satz nie geschrieben. Erklärlich ist der zukunftsneugierende Satz aber auch aus seiner psychisch beeinflussten Sicht auf die kommende Generation. Mir scheint es typisch zu sein, dass jede Generation, die am Zeithorizont auftauchende, für minderwertig hält. Ob das ein fast naturhaftes Verhalten ist, weiß ich nicht; vielleicht eines aus den langen Phasen des Patriarchats herstammendes, das in den Söhnen immer nur den schwachen Abglanz der eigenen Person zu sehen meinte. Dass bei Brecht in dem Satz der Vater-Sohn-Konflikt eine bewusste Rolle spielt – dessen bin ich sicher. Wir selber, als Nachkommen, denken doch auch, angesichts der Jugend, dass sie recht wenig taugt, also auch in künstlerischer Beziehung kaum nennenswert sei. Also doch ein der Natur geschuldetes Phänomen.

Zu Deiner Frage nach dem Pessimismus hat der Dichter und Aphoristiker Felix Polak eine Antwort parat: Ein Pessimist ist ein Optimist mit Erfahrung! Und dass Literaturwissenschaft nach historisch bedingten „Schubladen“ die von ihnen untersuchten Werke einordnen, liegt auf der Hand. Diese etwas hilflose Methode resultiert aus der Naturwissenschaft, kommt von der Simplizität des Vermessens, Wiegens, Sezieren. Derlei muss bei der Literatur misslingen. Übrigens ist auch die Naturwissenschaft von gestern nicht die von heute oder, doch nur bedingt, eine Vorstufe. Die Literaturwissenschaft, möchte ich meinen, kennt aber keine Vorstufen, sondern nur gestrige Fehleinschätzungen, eben weil sie sich der epochen- und gesellschaftsabhängigen Katalogisierungen bedient und darum mit beeinflussten Urteilen operiert. Man denke doch daran, dass Villon für Jahrhunderte als nichtiger Schreiber vergessen war, bis er im 20. Jahrhundert wiederentdeckt wurde, auch von Brecht beispielsweise. Montaigne – Jahrhunderte hindurch ins Unbekannte verbannt, seine Größe verkannt, seine Einzigartigkeit ignoriert. Die „Wissenschaften“ in den künstlerischen Bereichen nennen sich zwar so, können aber aus Mangel an stabilen, eben wissenschaftlichen Kriterien, mit echten Wissenschaften nicht konkurrieren, weil ja die Gebiete der Kunst emotionalen Sicht- Hör- und sonstigen Rezeptionsweisen unterliegen. Insofern gleichen die Kulturwissenschaften Kafkas Gerichten, deren Urteile unverständlich sind, revidiert werden können, oder doch tödlich enden, ohne dass man die Gründe recht versteht. Haben nicht Literaturwissenschaftler unterschiedliche Favoriten? Wen X hervorhebt, nimmt Y kaum wahr. Auch sie sind Leser mit Vorlieben und Vorurteilen, und wenn sie gut und lobenswert sind, dann haben sie bereits die Grenze zwischen ihrem Metier und der Belletristik übersprungen.

Nicht immer ändert sich die Einstellung des Dichters mit den Lebensphasen. Bei Brecht war diese Änderung extrem: vom Anarchisten zum Kommunisten, mit allen Daseinskonsequenzen. Bei anderen sind Varianten

schwach ausgebildet, die Grundsatz, das Basisproblem, erfährt immer neue Facetten, doch ein tiefverankerter Antrieb drückt sich sprachlich stets in Bezug zu diesem aus, auch wenn die Themen zu wechseln scheinen, „wiederkauen“ sie immer die eine spezielle, vollkommen integrierte Erfahrung. Aus solcher Perspektive wird die Welt früh und spät wahrgenommen, im Alter wohl eher resignativ und passiver, als man es in der Jugend gewesen ist.

Lieber Manfred, soweit die Überlegungen zu Deinen „letzten Fragen“, Fragen, die vermutlich niemals letzte sein können, denn Fragen, wir wissen es, evozieren ständig durch Beantwortung neue Fragen. Und so bis in alle Ewigkeit, die ja früher auch besser war.

Bis bald und sehr herzlich

Dein Old Kunert



Foto: Michael Augustin

Vier Gedichte von Günter Kunert mit Übersetzungen von Reinhold Grimm

GÜNTER KUNERT

Forschungsauftrag

*Heute hat das Glück
keine Namen mehr
Es hat sein Ansehen
verloren
sein Aussehen Die Kugel
Das Füllhorn Das Kleeblatt*

*Wer es sucht
findet an seiner Stelle
nichts
eine Lücke im Befinden
im Mauerwerk der Welt
einen Riß*

*jenseits dessen vielleicht
Angstlosigkeit anfängt*

Bürogebet

*Leicht zusammengeheftet
mit einer gebrechlichen Klammer
die mich vor manchem bewahrt
das ich nur ahne und nicht säge:
Denn viele
fielen einfach auseinander
wortreich und darum
hoffnungslos*

Ihre Teile treiben umher

*Hier ein Stück gekniffter Charakter
Ein Fetzen verlorener Mut
Etwas verblichene Liebe
Ein trostloser Anblick*

*Irgendwem aus der Hand gerutscht
einem plötzlich verstorbenen
Vorsteher
den man versehentlich
für Gott halten könnte*

Bewahr mich davor

Research Assignment

*Nowadays Fortune has
no names anymore
She lost our respect
her erstwhile
aspect The rolling sphere
The horn of plenty The cloverleaf*

*Whoever searches for her
will find in her stead
nothing
a gap in the disposition
a breach in the world's
brickwork*

*perhaps beyond
fearlessness will begin*

Office Prayer

*Loosely placed in a file
with a fragile paper clip
which has saved me from a lot
that I only suspect and won't tell:
For many
have simply fallen apart
full of words and therefore
devoid of hope*

Their pieces are drifting around

*Here a scrap of wrinkled character
A rag of lost courage
A little faded love
A disconsolate sight*

*Slipped out of someone's hand
a supervisor's
deceased all of a sudden
whom one might erroneously
take for God*

Pray save me from that

Beobachtung

*Zufällig
einen Blinden beobachtet:
Sein insektenartiges Tasten
über die Braille-Schrift hin.
Finger statt Augen:
Wie die Welt faßbar wird
und doch unsichtbar bleibt
und fand daran nichts
Neues und nur darum:
Es nennenswert.*

Verlorenes Venedig

*Nichts mehr Nichts
außer diesen kühlen und dunklen
Gewölbebögen
mächtige Schenkel venerischer Paläste
die oben im Licht zerfallen
unterm verbröckelnden Gewand
Tiefer die völlig versteinerte
Perspektive rahmt ein Streifen
Wasser
vor Alter schmutzig und träge*

*Eine Gondel jetzt
zöge vorbei als haltloser Traum
vergessen bevor man sich
seiner erinnert
So wäre alles Dagewesensein
zu beschreiben falls das
irgendwann irgendwem
einfiel*

Oberservation

*By chance
observing a blind man:
His insect-like groping
across the braille dots.
Fingers in lieu of eyes:
How the world becomes perceptible
and yet remains invisible.
There's nothing new about that
but precisely therefore
it's worthy of being observed.*

Venice Lost

*Nothing anymore Nothing
except for those cool and dark
arches and vaults
the huge thighs of venereal palaces
decaying above in the light
under their crumbling garment
The totally petrified perspective
beneath frames a strip
of water
dirty and slow with age*

*A gondola now
would be passing by as a fleeting dream
forgotten before
recollected
Thus one would have to describe
whatsoever has been
if indeed that occurred
to anyone anytime*

Quelle: Trans-Lit SCALG III/2, 1994; S. 8-11.

Eine deutsche Ausnahme: Der Zivilisationskritiker als Verteidiger der liberalen Demokratie. Erinnerungen an Günter Kunert

von Marko Martin

Grauweißer Schutzumschlag, blauer Titel, Verlags- und Autorenname in schwarz: *Günter Kunert – Ein englisches Tagebuch. Aufbau*. 1978 in Ostberlin erschienen und zehn Jahre danach mit beinahe zitternden Händen aus einem Antiquariats-Regal in der Stadt Karl-Marx-Stadt gefischt, die über ein Vierteljahrhundert später dann als Chemnitz weltweit unrühmlich berühmt werden würde – grölende Naziaufmärsche unter dem als „Nischel“ benannten klobigen Kopf-Monument jenes an Hegel geschulten mechanistischen Vereinfachers, der zu wissen vorgab, wie die Weltgeschichte exakt ablaufen würde.

Damals aber, Anfang 1988, waren im Zuge der Ostberliner Liebknecht-Luxemburg-Demonstration zahlreiche Bürgerrechtler verhaftet und danach ausgebürgert wurden, mit Freya Klier und Stephan Krawczyk als den prominentesten. Und der wegen seiner Nicht-Teilnahme an der obligatorischen „vormilitärischen Lagerausbildung“ malträtierte Lehrling hörte abends in der Kultursendung auf RIAS BERLIN, wer u.a. gegen diese Ausbürgerungs-Schändlichkeit protestierte: Wolf Biermann, Günter Kunert, Reiner Kunze, Erich Loest.



Foto: Fred Viebahn

Frteya Klier, Günter Kunert, Marko Martin, Berlin, 2006, beim Internationalen PEN-Kongreß

Jeden Morgen, an dem der Jugendliche in die verhasste Berufsschule im sächsischen Wittgensdorf fahren musste, um dort regelmäßig mit den Drohungen und dunklen Andeutungen („Die zuständigen Stellen, Sportsfreund, ich sag nur: die zuständigen Stellen...“) der beiden Lehrmeister, des Parteisekretärs, der BGL-Funktionärin und des Berufsschulschuldirektors konfrontiert zu werden, wiederholte unter seinem Mopedsturzhelm wieder und wieder diese vier Namen – als wären sie ein Kleeblatt, das wenn schon nicht Glück, so doch zumindest Beistand und Anstand und Mut verspräche: Biermann Kunert Kunze Loest.

Und dann, an jenem späten Nachmittag: *Ein englisches Tagebuch*. Fiel dem, der es wohl in diesem Moment am nötigsten brauchte (und es jetzt in diesen Tagen, über 31 Jahre später, mit der gleichen Faszination wiederliest), in die dankbarsten Hände. Das war mehr als der Fund eines DDR-offiziell doch gar nicht mehr Existenten, der bereits im Jahr 1979 den diktatorischen Halbstaat verlassen hatte, um sich in einem ehemaligen Schulhaus nahe einer schleswig-holsteinischen Kleinstadt anzusiedeln. War stattdessen *das*, Sätze wie diese: „Individuen und Gemeinschaften, durch eine wie immer geartete Therapie ihrer inneren Spannungen beraubt, sind nicht die schöpferischsten. Soweit die Diagnose... Namens *des* Menschen richtet sich die Anwendung des abgelösten Begriffes nur noch gegen ihn.“

Missverstandene Erkenntnisse der Naturwissenschaft sickern in ideologische Töpfe und gerinnen dort aufs verkehrteste zu einem ‚Menschenbild‘, demzufolge das Individuum eine zeitgeschichtliche Sonderform sei und nicht mehr höchstes Glück der Erdenkinder. Neuer Gott ist die omnipotente Gesellschaft, die jedem jede denkbar mögliche Entscheidung abnimmt, da ohnehin seine Präformation keine glaubhaft selbstständige mehr zuließe. Aus dieser Kirche möchte ich doch lieber austreten, weil ich keine revidierte, sondern gar keine brauche.“ Radikalstmögliche rote Karte gegenüber Ideologien – womöglich sogar ein antizipierter, früher Einspruch gegen das heutige, oft selbstgerecht-apokalyptische Straßentheater derer von „Fridays for Future“ und ihrer radikaleren Nachfolger von „Extinction Rebellion“. (Ironische Pointe: Gerade der kultur- und zivilisationskritische Günter Kunert, in späteren Jahren mehr oder minder liebevoll-mokant als „Kassandra von Kaisborstel“ bezeichnet, als früher Mahner vor *jeglicher* Heilslehre, die in Groß-Slogans vom Einzelnen abstrahiert.)

Freilich war es nicht allein der *Inhalt* solcher Sätze, der Halt gab. Es war – zweitrangig nur für Wahrheitsfanatiker, die ebenfalls ein reduziertes Menschenbild pflegen – zuvörderst der *Stil*. Reflexionsreiche Sprache eines Beobachters, der weder ressentimentgeladen noch naiv euphorisch durch dieses derart exotische England reiste und dort Katzen und Blechspielzeug ebenso detailliert beschrieb wie *Underground*-Stationen und *Guesthouses*.

Ohne vorerst Worte dafür zu haben, begann der Jugendliche in der sächsischen Provinz zu ahnen, dass dies nun doch etwas anderes war als Christa Wolfs betulich allgemein wispernde *Kassandra*, anders auch als die an Muskelstreckungen in einer Gummizelle erinnernde und stets etwas vertrackt-verquälte Majuskel-Prosa eines Volker Braun. (Einmal so eingestimmt, griff eine Art Magnetismus, und nur wenige Wochen später wurde im gleichen Antiquariat auch noch Kunerts *Der Andere Planet. Ansichten von Amerika* von 1974 entdeckt – mit der gleichen Begeisterung gelesen und dem fortgesetzten Wundern, dass *so etwas* offiziell in der DDR hatte gedruckt werden können.)

Was also war anders bei Kunert, was die Differenz zu den sogenannten „kritisch-loyalen“ Autoren?

Vielleicht dies: Zivilisationskritik wurde hier – anders als bei Christa Wolf, Volker Braun oder Heiner Müller – *nicht* zur Tünche, unter der die fundamentalen Unterschiede zwischen Diktatur und Demokratie verschwanden. Auch wurde nirgendwo das Lamento über einen angeblich „materialistischen Westen“ angestimmt, sondern in quasi jeder Zeile deutlich, dass nur dort – in den denkbar unvollkommenen liberalen Demokratien einer im größeren Maßstab tatsächlich „freien Welt“ – ein Denken und Schreiben möglich war, dass weder einer jeweils aktuellen Parteilinie folgte, noch sich an ihr abarbeitete, als wären die Idioten der Funktionäre auch nur im mindesten eine intellektuelle Herausforderung. Jenseits von Affirmation, elaborierter Ausflucht oder zu kurz gesprungener Systemkritik: Prosa für Erwachsene – und keineswegs lediglich für „Andersdenkende“, impliziert doch solche Wortwahl, dass das geistige Zwangssystem der Herrschenden auch weiterhin der Referenzrahmen bleibt.

Was für ein Glück für den Jugendlichen von einst, von solch innerer Freiheit bereits mit siebzehn Jahren gelesen zu haben! Vor allem aber, und das verdanke ich Günter Kunert bis heute, die Entdeckung eines Schreibens, das weltneugierig und nicht die Spur selbstreferentiell war und gerade deshalb über die Voraussetzungen, den eigenen Blick – und die potentiellen eigenen blinden Flecke – immer wieder reflektieren *musste*, eines der wirklich relevanten Mysterien konstant umkreisend: Das, was jetzt in der „Wirklichkeit“ geschieht, wird im nächsten Moment bereits geschehen und zu Vergangenheit geworden sein, während Literatur bewahrt und lebendig hält, obwohl auch hier eine Art Januskopf sichtbar wird, die Gefahr des erstarrten Erinnerungs-Medaillons. Welch enorme Souveränität muss einer gehabt haben, der schon lange *vor* der Übersiedlung in die Bundesrepublik eine solche Ästhetik des Zweifels und der Selbstbefragung zu seinem literarischen Programm gemacht hatte!

Mehr noch: Der geschichtspessimistische Autor entpuppte sich dann beim persönlichen Kennenlernen im Westen als ein äußerst zuvorkommender Mensch, in dessen Stimme – ein neugierig-frohgemutes kehliges Berlinern – die Ironie quasi schon mit eingepreist war. Jedes Treffen, ab da, eine Freude, und was mich bei

anderen als paternalistischer Gestus entschieden genervt hätte – der Ältere wuselt dem Jüngeren aus der Enkelgeneration immer wieder mal durchs kurzgeschnittene Haar – der Mann, der von sich als „der Kunert“ sprach, durfte das. (Hatte mir in einem der ersten seiner Briefe viel Glück für das „West-Abitur“ gewünscht und war in den darauffolgenden Jahren u.a. auch im PEN-Club immer einer gewesen, dessen nicht-grantelnde Skepsis durchaus Vorbildcharakter hatte.)

Dennoch, es gab Irritationen. Denn war spätestens ab Mitte der neunziger Jahre der melancholische Selbst- und Weltbeobachter nicht ein wenig zum Ohrensessel-Propheten geworden, der in nahezu jedem Zeitungsschnipsel, jeder Fernsehsequenz die bereits erwarteten Belege für Verflachung, Nieder- und Untergang fand? „Wäre ich wie Kunert, wär' ich längst schon tot“, flapste einmal in einem Doppelinterview lustig-ernst der Kollegenfreund Wolf Biermann – noch spannender wäre es eventuell gewesen, hätte man Kunert und Enzensberger zum sympathisierenden Streitgespräch geladen.

Doch bei alledem: Wie unangestrengt gereimt, wie (*innerhalb* dieses Gedankenkosmos) stringent gedacht das noch immer war und die ästhetische Form *nie* dem mitunter etwas redundantem Inhalt geopfert wurde! Hinzu kam Kunerts Feingefühl für die Gestimmtheiten und Nöte anderer – der von ihm noch vor dem Mauerfall herausgegebene Band „*Aus fremder Heimat. Zur Exilsituation heutiger Literatur*“, in dem u.a. Raissa Orlowa-Kopelew, Herta Müller und sein alter Freund Erich Loest zu Wort kommen, legt davon Zeugnis ab.

Dazu die Essays und Glossen, versammelt im Essayband „*Der Sturz vom Sockel*“, seinem Resümee der Jahre vor und nach der Wiedervereinigung und noch immer eminent lesbar als Auseinandersetzung mit deutscher Hybris, idealistisch kaschierter Wirklichkeitsverdrängung und jenem Liebäugeln mit totalitären Systemen, dem gerade Intellektuelle häufig anheimfallen. (Nebenbemerkung: Günter Kunert, bereits *avant le lettre* ökologisch bewusst, war zeitlebens nie auch nur in die Nähe jener Zurichtungsphantasien geraten, die z.B. einen Rudolf Bahro von einer angeblich notwendigen Diktatur der Umweltbewussten delirieren ließen.) Er, der unter Hitler als „Halbjude“ Deklarierte, war auch kein gefühlsseligler Pazifist – obwohl oder gerade weil er im Zweiten Weltkrieg die Ambiguität in ihrer radikalsten Form erfahren hatte: Die alliierten Bombenflugzeuge über Berlin hätten auch ihm den Tod bringen können – und *mussten* dennoch fliegen, um Menschenleben zu retten und die Nazi-Barbarei zu beenden.

Geradezu logisch, dass jemand mit solchen Erfahrungen allergisch reagierte, wann immer Komplexes ideologisch eingegeben wurde und sich Menschen solchem auch noch freiwillig unterzogen: „*Schöne Gegend mit Vätern*“, Kunerts Essay über das KZ Dachau und die abstrusen Banalitäten in den dortigen „Besucherbüchern“, gehört eigentlich in jedes Schullesebuch. Gleiches gilt für seine Bemerkungen zur sogenannten „DDR-Identität“, die nun just in seinem Todesjahr eine larmoyante Wiederauferstehung zu feiern scheint. Deshalb dies, klar und lapidar: „Unsere Identität` ist das Einbekenntnis erlittener Reduktion, eines Zustands, da sich das Rädchen danach sehnt, mit allen anderen Rädchen, die ihm gleich sind, in der Maschine bestätigt zu werden. Spätfolge jener berüchtigten Kampagne unter der Losung: `Vom Ich zum Wir!‘“

Nun, da inzwischen alle Nachrufe geschrieben sind und ein ungemein transparentes Werk wieder zu entdecken wäre, bleibt ein letzter Dankesgruß.

Lieber Günter, machet jut. Du warst ein verdammt feiner Typ.

Marko Martin veröffentlichte zuletzt das literarische Tagebuch „Das Haus in Habana. Ein Rapport“ (nominiert für den Preis der Leipziger Buchmesse 2019) sowie in der Anderen Bibliothek den Essayband „Dissidentisches Denken. Reisen zu den Zeugen eines Zeitalters“.

Kunerts Sturzbach Erinnerung

von Edwin Kratschmer

Seit er nach Kriegsende schreibend auffällig geworden, gab es Ecce-Poeta!-Rufe. Becher war einer der ersten, der ihn emphatisch begrüßte:

Ein junger Mensch hat mir seine Gedichte geschickt, und sie sind begabt ... Also: ein junger begabter deutscher Dichter. Eine große Sache für ein Volk ... Solch ein Jüngelchen, und solch ein Dichter.

Und er nannte den 21-Jährigen liebevoll „einen begabten Grashüpfer“. Und Brecht befand Kunert als „einen der begabtesten jungen Lyriker“.

Da war man noch in Erwartung eines Mitstreiters, Klassenkämpfers, Opportunisten, Apologeten. Noch konnten sie nicht ahnen, was für einen passionierten Zweifler sie da zur Brust nahmen, der obsessiv auf Wortwitz und Sprachschliff setzte, die er bald frenetisch der „schwabbelnden Gallerte“ einer sich erneut etablierenden Offizialstereotypie entgegensetzen würde. Und sein widerborstiger Esprit löckte bald gar lustvoll wider den ideologischen Stachel und lasziv brachte er die Paradoxa der neuen politischen Verkehrtheiten und Entgleisungen zum Platzen. Im Sinne Sloterdijks also eine „kynische Wühlmaus“ unter den staatstragenden Poeten; nach *eigenem* Bekenntnis ein „Ruhestörer“ und „Unfriedensstifter“, ein Provokateur, der per Vers Sand in die ständig „ewige Wahrheiten“ leiernden Gebetsmühlen kippte. Ein passionierter Aufklärer mit immer schärfer werdendem Biss.

Und während in den sechziger Jahren ein Reich-Ranicki jubelte:

„Ein ostberliner Autor ohne Scheuklappen, ein deutscher Lyriker mit Verstand, ein Artist mit Phantasie und Verantwortungsgefühl ...“

rief ein Kurt Hager zum Halali gegen „die kaum noch versteckten Angriffe“ jenes Günter Kunert „gegen unsere Republik“. Ein parteiliches Scherbengericht erklärte ihn zur Unperson: zu *Klassenfeind, Miesmacher, Spinner* und *kaputtem Typ*. Entsprechend chorisch rufmörderisch reagierten die Kritiker: seine Texte seien *menschenfeindlich, schmutzig, schmierig* und *widerlich*. Wer ahnt noch jene Pogromstimmung im „endlosen Jahr 63“? Kunerts Flucht in die Krankheit und ins Ostsee-Eis? Caspar David Friedrichs „*Gescheiterte Hoffnung*“ nun sein Lieblingsmotiv?

Und das Kesseltreiben dauerte bis weit ins nächste Jahrzehnt, als er sich im „schlimmen Jahr 76“ offen zu Biermann bekannte.

„Ein Krieg ist gegen dich im Gange“, schrieb er damals. Und Schwarz geriet ihm nun zur Hauptfarbe, das Fataleschwarz der Cassandra und das Barockschwarz des Hellsehers. Baudelaires „*Kleine Texte in Prosa*“ boten seiner dissonanten Welterfahrung Trost und Methode; und die in Kunerts Texten oft vorherrschende Brecht'sche Didaktik und Dialektik koitierte mit Baudelaires Erschrecken: „Leb doch, Verdammter!“ Rette dich in die Kunst! Und das war offene Kampfansage gegen den staatlich verordneten Optimismus. Freilich:

„Barbaren klingeln schon am Gartentor: / Hier / bist du nicht mehr sicher / ... / Errichte dein Reich anderswo“

schrieb er nun. Und Marianne war ihm dabei allzeit die „kritische Muse“, „Löwin“ und Anima und führte den Kompass in den verschiedenen Stürmen.

Doch da war er bereits *durch Bekanntschaft geschützt*, und die Kunerts durften ihre Koffer packen. Man hörte den Staat laut aufatmen und erleichtert ließ man die einst „große Sache“ ziehen.

Doch der Dichter habe – so Kunert – nur die Wahl zwischen Vers oder Verstummen. Er sei ein Geschöpf, das alles Angestaute, sei's Streicheln oder Schlag, ums Verrecken absondern müsse. So 1972 die Cassandra Kunert in der University of Texas, während wir in der DDR-Fremde Verbliebenen seine Texte per Ormig begierig weiterreichten, als wären es Kassiber. Und es waren u. a. solche Zitate

- Schreiben: Man zieht in die Fremde, die man selber ist.
- Zwischen den Fixsternen Platon und Stalin das Funkeln der Dichter.
- Geschlagen von der Wortlosigkeit / angesichts der Horden der Herden.
- Solang man schreibt, ist der Untergang gebannt.

Das zielte direkt auf Existenzielles. Da wusste Kunert schon: Sicherheit gebe es nicht zu vermelden. Alles sei denkbar, alles möglich. Die Welt sei eine große Wunde, Täter der Mensch. Und er schrieb Gedichte, *um die Welt, die pausenlos ins Nichts zerfiel*, ertragen zu können.

Doch wie dies Unsagbare im Säurebad der Worte auflösen? Wie abgrundtiefe Skepsis zu Lyrik modeln? Wie der Weltnachricht die Poesie als die *andere* Wahrheit entgegensetzen? Denn Poesie schien ihm wichtig als Akt und Hort des Widerstands gegen den damals täglich möglicheren Overkill. Doch schon im nächsten Text peitschten ihn wieder die Skrupel: „Wozu die Lippen überhaupt noch öffnen?“ Und verzweifelt sarkastisch verbuchte er als „Hoffnung“, dass es Auferstehung gottlob nicht gebe.

Einem Gedichteinsender schrieb er später ins Poesiealbum: Pegasus sei aus der Medusa *Blut* hervorgegangen und wer von diesem Erbe zehre, brauche „Tollkühnheit und Todesmut“! Wer darüber nicht verfüge, bleibe bitte dem Schreiben fern.

Dann ging wieder ein Ruck der Selbstdisziplinierung durch die Gedanken: Schreiben sei Pflicht, Abwehr des Tods, sei Sinnsuche im Sinnlosen. Und derart unkte Kassandro in Schleswig-Holstein weiter und beargwöhnte die suizidalen Machenschaften einer mit Blindheit geschlagenen Menschheit. Gewiss, seine Angst habe inzwischen rapide nachgelassen, schrieb er, aber das Fürchten daure unvermindert an.



Foto: Fred Viebahn

Präsident Günter Kunert leitet eine Mitgliederversammlung des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland

Da kam ihm die Ironie zu Hilf und bot ihm gnädig Beistand in doppeltem Sinne:

(1) Sie befördere seine Lust zu gedanklicher Schärfe und helfe ihm, höchst libidinös, bei der Apostrophierung des Sprachwitzes.

(2) Sie ver helfe dem Feuermelder zuweilen zu geradezu lustvollem Gedankenfunkenflug und Sprachfeuerwerk. Man lege einem Apokalyptiker ein vergnügliches Weib ins Bett, so mutiere selbst dessen Text zum *Tandaradei*. So outete sich Kunert zwischendurch rasch und voller Urlust als Liebhaber des „Feuchtbiotops Fleisch und Bein“, in dem er „Glieder und Glieder“ gar brunstvoll regte. Freilich, der Mond sei tot. Doch selbst eine schwarze Seele hebe mitunter noch an zum Tanze.

Satiriker sind oft gnadenlose Scharfrichter, erbarmungslose Hinrichter. Freilich, manchmal ist Satire eine Art „Wachsein am Rande aller Tiefen und Abgründe“. Und Kunert bohrte hochnotpeinlich in sich und seine Zeitgenossen: Wieviel Faschismus gärt auch in mir, wieviel Kannibale giert in dir?

Im Übrigen behauptete er zwischendurch, wohl nicht ohne Koketterie: Er schreibe nur für sich selber und für niemandem sonst. Freilich widmete er's dann wenigstens seiner Marianne, einer gewiss recht realen Leserin. Und wenn dann noch ein anderer Leser hinzukomme, gestand er schließlich, umso besser. Dichter seien also – trotz aller selbstvergessenen Wortefummelei – doch auch eitle Gurus.

Seit 1997 gab es mit den „*Erwachsenenspielen*“ die autobiografischen Abschilderungen dieses deutschen Dichters Günter Kunert, den inzwischen nicht wenige Literaturbeflissene zu den wesentlichen gegenwärtigen Autoren deutscher Zunge zählten. Und auf recht lakonische Weise berichtete in jenen z. T. doch auch recht bösen „Spielen“ ein weitgehend Desillusionierter über die ostdeutschen Zustände im dritten Viertel des 20.

Jahrhunderts. Der Leser erlebte dabei leibhaftig, wie sich da einer den Druck von der Seele schrieb, während im Keller die „Zentnerlast“ Stasi-Akten dahinmoderte. „Ich war am Erinnern krank geworden. Die Vergangenheit kam wie ein Sturzbach, wie eine Sintflut über mich“, bekannte er.



Foto: Fred Viebahn

Präsident Günter Kunert leitet eine Mitgliederversammlung des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland

Freilich, ein IM Martin denunzierte daraufhin im ND Kunerts „*Erwachsenenspiele*“ eifertig als „schludrige Sache“ und verwies voller Häme als Indiz auf eine vertauschte Jahreszahl. Wir kennen das. Mögen unsere Ost-Häute auch noch so unterschiedlich gegerbt sein, wir kommen nicht aus ihnen heraus.

„Komm! Wir wollen so tun als ob!“ verordnete Kunert da sich und uns im Schlussgedicht „Vergeblichkeit“ seines Gedichtbandes „*NachtVorstellung*“:

„Vertraue / der Weisheit des Grases / Niedergetreten. Wieder aufgerichtet.
Gebrechlichkeit ergreife sogar Beton. Wenn das keine Dennoch-Hoffnung war!“

Ich verdanke ihm viele Anregungen und hatte ihn in den Neunzigerjahren neben Biermann, Fuchs, Kertész, Kunze und Herta Müller zur Poetik-Vorlesung nach Jena eingeladen, eingedenk seiner einstigen Behauptung, dass ihm das Schreiben seine Art sei, „einen Pfahl in den Deich zu rammen gegen die ewige Flut“. Er berichtete indes bescheiden, wie er nunmehr versuche seinen „unverwechselbaren Fingerabdruck auf einer Seifenblase“ zu hinterlassen.

Und viele Buchrücken in meiner Bücherwand verstrahlen nun weiter seinen inspirierenden Geist. Wenn Literatur das vermag!

Erinnerungen an Günter Kunert

von Fred Viebahn

(Ein Großteil dieses Beitrags erschien erstmals am 6.3.2009, zur Gelegenheit von Kunerts 80. Geburtstag, auf der Website *Achse des Guten*.)

Günter Kunert, Präsident unseres PEN-Zentrums von 2005 bis 2018 und zuletzt unser Ehrenpräsident, ist tot. Aus diesem traurigen Anlass möchte ich über ihn, den zeitlebens unbequemen und unkonventionellen Dichter, einige persönliche Geschichten erzählen, abseits eines allgemeinen biografischen Nachrufs oder einer Würdigung seines facettenreichen Oeuvres.

Zum ersten Mal traf ich Günter Kunert im Frühsommer 1967, über ein Jahrzehnt vor seinem Umzug vom vermauerten Ostberlin ins ländliche Schleswig-Holstein. Es war kurz nach dem 2. Juni, jenem verhängnisvollen Tag, an dem während einer Demonstration gegen den Besuch von Reza Pahlevi, Schah von Iran und geschiedener Gatte der tragischen halbdeutschen Regenbogenpressenprinzessin Soraya, der Student Benno Ohnesorg von einem Berliner Polizisten erschossen wurde. Dorothee Sölle, in deren literaturkritisches Seminar an der Uni Köln ich eingeschrieben war, hatte mir erlaubt, es einmal zu schwänzen, auf dass ich für ein paar Tage zu Gesprächen mit meinem ersten Buchverleger nach Berlin fahren konnte; ich hatte mich in Sölles Augen gerade mit der Veröffentlichung eines Gedichtes in der Zeitschrift „*Akzente*“ als ernstzunehmender Jungpoet ausgewiesen, dem man ein verpasstes Seminar nachsehen konnte. Wie es der Zufall wollte, war auch Hans Bender, der mit Walter Höllerer die „*Akzente*“ bei Hanser herausgab, in jenen Tagen zu Besuch in Berlin; beim gemeinsamen Abendessen mit meinem Verleger, dem sagemuwobenen V.O. Stomps, der in den Fünfzigerjahren auch mal Bender verlegt hatte, fragte er mich, ob ich Lust hätte, ihn am nächsten Tag nach Ostberlin zu begleiten, zum Kaffee bei den Kunerts. Und so kam es, dass ich ihn in meiner Renault Dauphine beim Hotel Schweizerhof abholte und über den Übergang Heinrich-Heine-Straße („Ham Se Zeitschriften und Bücher dabei?“ – Nee, nur im Kopf versteckt...) nach Treptow kutscherte.

Wir verbrachten mehrere Stunden in der gutbürgerlichen Wohnung nahe des Treptower Parks, nur ein paar Steinwürfe und doch eine Unendlichkeit von Kreuzberg entfernt; Frau Marianne servierte Bohnenkaffee und leckere Kuchenteilchen, während sich die Herren Kunert und Bender nach einigen vorsichtigen Bemerkungen über die politischen Spannungen des Tages und Spekulationen über die auflodernde westliche Studentenrebellion den neuesten Nachrichten aus ihrem gemeinsamen Verlag, Carl Hanser in München, und anderen literarischen Themen zuwandten. Ich schwieg die meiste Zeit und tat so, als hörte ich höflich zu; leider lenkte ich, dem manche der genannten Namen nicht mehr als Schall und Rauch waren, mich bald mit melancholischen Gedanken an eine kürzlich zerschellte Liebe ab, sodass die meisten Details dieses Nachmittags meinem jugendlichen Narzissmus zum Opfer fielen oder in meinen Gedächtnislücken auf Nimmerwiedersehen verpufften. Zum Abschied – daran erinnere ich mich jedoch noch gut – reichte mir Günter Kunert die Hand: „Besuchen Sie uns bitte wieder, wenn Sie nach Berlin kommen. Adresse und Telefonnummer haben Sie ja. Wir würden uns freuen.“

Warum bin ich dieser Aufforderung nie gefolgt? War's Schüchternheit? Traute ich dem Braten nicht, dass er's ehrlich meinte? In den folgenden sechs Jahren hatten meine meist kurzen Berlinbesuche andere Ziele, und als ich 1973 in die geteilte Stadt zog, war mein sozialdemokratisch-libertär geprägter Antikommunismus (versetzt mit Elementen pseudoanarchistischer Schwärmerei und einem Schuss jungsozialistischer Trotzkiromantik) so gediehen, dass mir SED-Genossen grundsätzlich suspekt waren. Erst im Frühjahr 1977, während meiner Gastprofessur an der University of Texas, ein Jahrzehnt nach dem Treptower Kaffeekränzchen, kam mir Günter Kunert wieder in den Sinn: Vier Jahre zuvor hatte er nämlich ein Semester lang denselben Posten in der texanischen Staatshauptstadt Austin inne gehabt, und aus Anlass seines Biermannprotests, der damals in aller Munde war (und über dessen Auswirkungen ich in meinem texanischen Doktorandenseminar referierte), erzählte man sich – und mir – in der Germanistikabteilung allerlei schmeichelhafte Anekdoten über den prominenten ostdeutschen Dissidenten mit dem trockenen Humor.



Foto: Fred Viebahn, Günter Kunert auf dem Poesiefestival 1987 in Mexiko City

Ein weiteres Jahrzehnt verfloß. Itzehoe, die Stadt, in deren Nähe sich die Kunerts nach dem Quasirausschmiss aus der Deutschen Un- Demokratischen Republik niedergelassen hatten, war viele tausend Kilometer von Tempe, Arizona entfernt, dem Vorort von Phoenix, wo ich mich im Laufe der Achtziger aus dem deutschen Literaturbetrieb so gut wie ganz abseilte. Was für eine Überraschung, als wir uns im Sommer 1987 unverhofft wieder über den Weg liefen – und das ausgerechnet in Mexico City! Meine Frau und Günter waren zu einem spektakulären, vom mexikanischen Schriftsteller und Diplomaten Homero Aridjis (dem späteren internationalen PEN-

Präsidenten) organisierten Poesiefestival eingeladen; Günter Kunert repräsentierte die deutsche Dichtung, Rita Dove die amerikanische, unser ehemaliger Jerusalemer Nachbar Yehuda Amichai die hebräische, Octavio Paz die heimisch-mexikanische, um nur einige wenige Namen zu nennen. Eine Woche lang konnte ich endlich selbst kosten, was die Kollegen in Texas zehn Jahre zuvor so sehr gepriesen hatten: Günter Kunerts trockenen Humor, der einen beim Schopf griff und schüttelte – nicht unbedingt vor Lachen, eher zum Nach-Denken im wörtlichen Sinne des Wortes.

Vor dreißig Jahren versanken die Sowjetsatelliten in ihrem eigenen Moder, und Treptow war auf einmal wieder ganz nah an Kreuzberg – doch die Kunerts kehrten auch nach dem Mauerfall nicht zurück ins heimatliche Berlin, sie hatten in Norddeutschland neue Wurzeln geschlagen. Gelegentlich las ich etwas von und über Günter – immer mit einem kleinen Bedauern, dass ich damals, als die Welt noch so unverrückbar schien, den von Hans Bender eingefädelten Faden nicht weitergesponnen hatte. Mit halbem Ohr hörte ich Mitte der Neunziger, dass eine Gruppe ehemaliger Ostdissidenten, Kunert unter ihnen, den westdeutschen PEN unter Protest verlassen hatte, weil vor der Verschmelzung der beiden innerdeutschen PEN-Zentren nicht alle der infamen Banausen, die heimlich der Stasi Kollegen ans Messer geliefert hatten, ohne viel Federfuchserie rausgeschmissen wurden.

Obwohl ich inzwischen vom Westen der USA in den Osten gezogen war, nach Virginia, also wieder ein paartausend Kilometer und mehrere Flugstunden näher ran an Europa, war mir Deutschland sowohl emotional wie literarisch in weitere Ferne gerückt denn je. Ein-, zweimal im Jahr besuchten wir zwar meine Mutter und einige alte Freunde, aber wenn die Sprache auf deutsche Politik und den deutschen Kulturbetrieb kam, schaltete ich ab; die Zentren meiner kulturpolitischen Welt waren auf den nordamerikanischen Kontinent verückt.

Anfang der Achtzigerjahre hatte mich der im selbstgewählten englischen Exil lebende Schriftsteller Arno Reinfrank, damals Sekretär unseres aus dem deutschen Exil-PEN der Nazijahre erwachsenen PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland, für seinen schrumpfenden Schriftstellerkreis angeworben. Zwei Jahrzehnte lang bezahlte ich brav meinen Jahresbeitrag; sonst passierte in dem in London unter einem langsam wegsterbenden Vorstand dahindämmernenden Klub wenig – bis nach dem Eklat mit den Stasi-IMS beim Zusammenschluss der innerdeutschen PEN-Zentren eine Reihe früherer ostdeutscher Dissidenten zu uns stieß, darunter auch Günter Kunert.



Foto: Fred Viebahn, Rita Dove, Günter Kunert und Inger Christensen bei den Berliner Literaturtagen im Juni 2001

Statt die Gelegenheit kreativ zu nutzen, fiel den ermüdeten Vorstandsmächtigen des Exil-PENS leider nichts Besseres ein, als 2001 auf latenten Druck von außen, in Allianz mit ihrer eigenen

Lustlosigkeit, das 1934 von Heinrich Mann und anderen Giganten des deutschen Exils gegründete Zentrum handstreichartig aufzulösen. Dagegen bildete sich rasch Widerstand einer Gruppe düpierter Mitglieder – unter ihnen Günter Kunert und meine Wenigkeit. Leider führte das über mehrere Jahre hinweg zu einer unglaublichen Kettenreaktion an Tragikomödien, in deren Verlauf der arme Günter – inzwischen von der Mitgliedermehrheit zum neuen Exil-PEN-Präsidenten gewählt – gar von seiner zeitweiligen Vorgängerin in einer kostspieligen Justizfarce vors Zivilgericht gezerzt wurde. Schwamm drüber; wir haben uns von dem damaligen Wahnsinn vor allem auch dank Günter Kunerts Besonnenheit erholt.

Über ein Dutzend Jahre als unser Präsident hat er unserem internationalen Schifflin gleichermaßen als Kapitän und als Galionsfigur durch manchen Sturm geholfen, uns manche Wogen geglättet — Jahre, in denen mir der erste deutsche Dichter, den ich als Zwanzigjähriger jenseits des „eisernen Vorhangs“ kennenlernte und dessen Einladung ich damals in meiner überschwenglichen jugendlichen Verlegenheit und nicht vorurteilsfreien politischen Hybris kaum ernstnahm, sehr ans Herz wuchs.

Damals, 1967, siezten wir einander natürlich. Später duzten wir uns. Fing das in Mexico City an?

Oder erst später, bei den Berliner Literaturtagen 2001, als Günter Kunert und meine Frau Rita Dove und die Dänin Inger Christensen auf offener Bühne gemeinsam Gedichte lasen und angeregt miteinander Poetik diskutierten? Egal – Hauptsache, wir wurden und blieben Freunde bis zuletzt.



Foto: Fred Viebahn, selbst mit Günter Kunert

Nachruf Günter Kunert

von Gino Leineweber

Es war immer meine Aufgabe, Günter Kunert zu einer Veranstaltung, zu einer Lesung zu überreden. Ich war Vorsitzender der Hamburger Autorenvereinigung und lockte ihn aus seinem Haus in Kaisborstel in der Nähe von Itzehoe nach Hamburg. In den letzten Jahren geschah das seltener und hörte schließlich ganz auf. Selbst zu seinem 90. Geburtstag konnte ich ihn nicht mehr überreden. Und ehrlich gesagt, ich habe es auch nicht richtig versucht. Gerade ihm wollte ich nichts zumuten. Damit meine ich seinen Gesundheitszustand in den letzten Jahren, der ihn mehrfach ins Krankenhaus zwang. Er stellte es ohne Bedauern fest: „Die Kräfte lassen nach, mit denen der Alltag gemeistert werden muss.“

Seit meinem ersten Besuch in seinem Haus, das einmal eine Schule war, im Jahre 2003, haben wir uns immer wieder getroffen. Wir haben gemeinsame Leseabende veranstaltet, aber ich hatte auch immer wieder Gelegenheit, ihn im persönlichen Gespräch näher kennenzulernen und damit einen unschätzbaren Einblick in die Person des Autors und sein Werk zu gewinnen. Dafür bin ich sehr dankbar.

Alles hat seine Zeit. Die Zeiten der Feiern nach den Lesungen waren irgendwann vorbei. Noch zu seinem 75. Geburtstag wirkte er jugendlich kraftvoll und mit seiner ersten Frau, Marianne, machten wir im Logensaal der Hamburger Kammerspiele nach der Lesung noch eine kleine Party. Doch kurz darauf begann sich seine Frau nicht mehr so gut zu erinnern, wurde schließlich pflegebedürftig und verstarb. Das hat ihn sichtlich mitgenommen, aber er hatte damals und auch später seinen Humor nicht verloren: „Sie hat aufgehört zu rauchen,“ sagte er mir. Seine Frau war eine starke Raucherin. „Tatsächlich,“ fragte ich, „wie hat sie das geschafft?“ „Na ja,“ erklärte er mir, „sie kauft sich zwar noch Zigaretten. Die Schublade da oben,“ dabei er zeigte er schmunzelnd zu den Schubladen eines kleinen Schrankes, „ist voll davon. Sie vergisst aber einfach, sie zu rauchen.“

Das war eines der Dinge, die ich an ihm bewunderte. Er hatte einen feinen Humor und bereicherte jedes Gespräch, in dem er ihm eine Wendung gab, die zu einer leichteren Betrachtung und unverbindlicheren Bewertung führte. Er war ein Genie darin und das zeigte sich auch in seiner Arbeit. Besonders in seinen Gedichten, die ich sehr liebe. Ich habe ihn für einen der größten lebenden Dichter Deutschlands gehalten. Aber nun ist er tot. Und im Dichterparadies wird er von den anderen großen deutschen Dichtern sicherlich herzlich willkommen geheißen worden sein. Hoffentlich bleibt er nicht allzu lange dort. Denn, wie er in seinem Gedicht *Wie ich ein Fisch wurde*, schrieb: „Weil das Menschsein sich so leicht vergißt“

Ich bin selbst ein Dichter. Bei Kunerts Gedichten frage ich mich nicht: Wieso ist dir das denn nicht eingefallen? Es würde mir nichts nützen. Ich hätte es nicht so schreiben können. Günter Kunert beschreibt das Leben, wie es ist. Eine Bewegung mit Wahrnehmungen und Reflektionen und lässt mich sein Mitwisser sein.

Er hat wieder geheiratet und das war ein großes Glück für ihn. Es war sehr angenehm, mit ihm und seiner zweiten Frau, Erika, zusammen zu sein und zu reden. Das war, als er nicht mehr so gern „aus dem Haus ging“ wie er sagte. Einige Male habe ich es dennoch geschafft, ihn zu Lesungen zu bewegen. Später allerdings gab es ein treffendes Argument von ihm dagegen: „Wenn ich heute ja sage, weiß ich nicht, wie es mir an dem Abend geht, an dem ich lesen soll.“

Das war verständlich. Da konnte man nicht viel einwenden. Es war aber schade, denn er war auch ein sehr guter Vorleser und als ich versuchte, ihn zu überreden, er müsse ja nicht selbst lesen, wenn das zu anstrengend für ihn wäre, meinte er: „Nein, das ist keine Anstrengung.“

Günter Kunert wurde 1929 in Berlin geboren. Mit 21 Jahren erschien sein erster Gedichtband *Wegschilder und Mauerinschriften*. Er wurde von Johannes R. Becher gefördert, orientierte sich an Bertolt Brecht, den er kurz darauf kennengelernt hatte, und wurde zu einem der vielseitigsten und meistgelesenen Autoren in der DDR. 1976 gehörte er zu den Erstunterzeichnern des Protestbriefes von DDR-Autoren gegen die Ausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann. Daraufhin wurde er 1977 aus der SED, der er im Jahre 1948 beigetreten war, ausgeschlossen. Zwei Jahre später verließ er die DDR und lebte seitdem in Kaisborstel.

Sein Werk umfasst Lyrik, Erzählungen, Märchen und Kinderbücher ebenso wie Reisebeschreibungen, Essays, Fotosatiren und eigene Illustrationen. Auch Hörspiele sowie Film- und Fernsehdrehbücher. Während der Nazizeit blieben ihm wegen seiner jüdischen Mutter weiterführende Schulen verschlossen. Er sprach deshalb von einer „staatlich verpfuschten Kindheit“, in der er sich allerdings eine Nische eingerichtet

hatte. Im Alter von 11/12 Jahren, so erzählte er es mir einmal, habe er weit über zweihundert Fehltage in der Schule gehabt, weil er sonst nicht alle Bücher hätte lesen können, die sich in seinem Elternhaus in einem eigens dafür gebauten Regal auf dem Flur stapelten.

Ihn hat das Leben in zwei totalitären Staaten hellhörig gemacht, und das hat, wie er selbst sagte, seinem Schreiben genutzt. Auch nach der Wiedervereinigung blieb er hellhörig:

Anfang 1992 kündigte er aus Protest gegen die von Walter Jens betriebene En-bloc-Übernahme der ost-deutschen Akademiemitglieder seine Mitgliedschaft in der Westberliner Akademie der Künste.

1996 verließ er aus ähnlichen Gründen das deutsche West-PEN-Zentrum. Mehrfach wandte er sich gegen eine Schließung der Stasi-Akten. Er selbst fand sich dort als Operativer Vorgang „Zyniker“ verzeichnet.

Er war, wie ich, Mitglied des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland, dem früheren deutschen Exil-PEN und bis 2018 dessen Präsident. Nachdem er das Amt aufgegeben hatte, wurde er von den Mitgliedern zum Ehrenpräsidenten ernannt.

Wir trafen uns somit in zwei verschiedenen literarischen Gesellschaften, dem Exil-PEN und der Hamburger Autorenvereinigung, und waren uns gegenseitig Präsident bzw. Vorsitzender, was in einigen Gesprächen zu der humorvollen Frage führte, als was wir gerade sprechen würden.

Günter Kunert war einer der wortgewaltigsten Schriftsteller Deutschlands. Egal ob Lyrik oder Prosa. Es gelang ihm immer mit wenigen Worten größtmöglichen Effekt zu erzielen. Beispielsweise in der Erzählung *Der Hai*, und das nicht wegen meiner Hai-Phobie, sondern wegen der Ausweglosigkeit, die er dort schilderte. Es ist die Geschichte eines Schiffbrüchigen, in der der unaufgeklärte Tod eines mitschwimmenden Kameraden zur unerträglichen Last wird, die eine Weiterexistenz des Geretteten unmöglich macht.

Zu einer Veranstaltung anlässlich seines 80. Geburtstages habe ich gesagt, das sei ein schönes Alter, besonders, wenn man so wortgewaltig ist und so produktiv bleibt, wie er. Dann sei das ein Segen nicht nur für ihn, sondern für uns alle.

Dass Günter Kunert souverän mit der Alters-Phase des Schreibens umzugehen verstand, hat er nicht zuletzt in seinem Buch *Der alte Mann spricht mit seiner Seele* gezeigt. Zu diesem Buch aus dem Jahre 2006 gibt es eine Widmung an seine Frau, die typisch für ihn ist. Lapidar heißt es: „Ein alter G. für eine alte M. zum 54. Jahr“

DER ALTE MANN

wendet sich der Vergangenheit zu.

Bereit bin ich zum Resümee. Kontobuch

aufschlagen. Was habe ich

gewonnen! Dies und Das und

dies und das nicht. Erst

Morgenröte, dann toter

als Goethe. Fazit: Untaten

sind der Welt Lohn. Wußte ich

eigentlich immer schon.

Diese Gespräche sind humorvoll, lustig, ironisch, melancholisch, fatalistisch, ungläubig oder von allem ein bisschen zusammen. In dieser Phase gibt es nicht mehr viel, was einen wundert. Außer vielleicht, dass man alt ist, und so kam er zu der illusionslosen Schlussfolgerung über sein Werk: „Am Anfang war das Wort, am Ende – das Antiquariat“.

Günter Kunert war literarisch immer sehr produktiv. Nun ist er, 90 Jahre alt, gestorben. Wie er mit seinem Leben umzugehen wusste, zeigte er uns in seinen Büchern, in denen Erinnerungen mit Sehnsüchten und Träumen in einen Schwebezustand gebracht werden, in denen sich Protest und Einverständnis mit dem Unabwendbaren die Waage halten.

Für mich war Günter Kunert nicht nur ein besonders liebenswerter Mensch, sondern gehörte zur absoluten Spitze Deutscher Autoren. Egal ob Lyrik oder Prosa, es war mir immer ein Genuss, seine Bücher zu lesen.

Hamburg, im Oktober 2019

